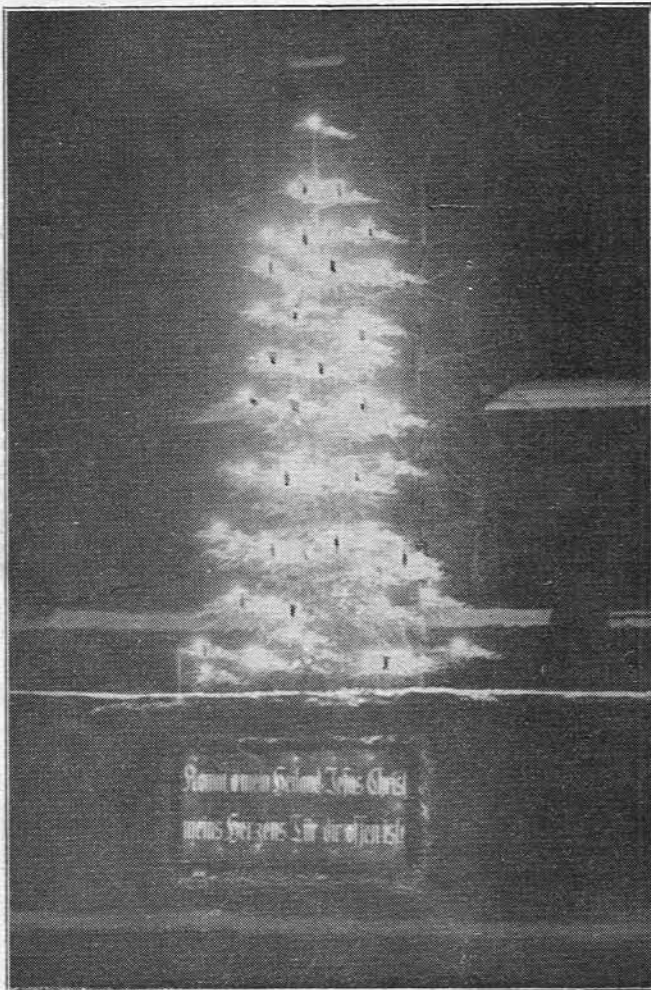


Das Fest der Licht-Erscheinung

Eine stille Betrachtung, wenn zum Epiphaniastag unser Buchholzer „Christbaum für Alle“ zum letzten Male brennt.

„Da sie den Stern sahen, wurden sie hocherfreut und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an, und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.“ Das ist der Text des Bibelwortes, welches uns Menschen, die wir soeben von Weihnachten und Neujahr kommen, heute vor dem Feste der drei Könige tief bewegt. Und wenn wir vom Christbaum her noch einmal in unsere erzgebirgische Weihnachtskrippe schauen, da sehen wir diese drei Weisen aus dem Morgenlande, wie sie auf ihren Kamelen kommen, dem Stern von Bethlehem nachziehend, bis sie hin zu dem Kindlein in der Krippe gelangen, damit sie es anbeten. — Wohl an denn, auch uns leuchtete all die Tage von Weihnachten her ein Licht. In dunkler Nacht, wir sehen's hier auf unsern Bildern, strahlte, wunderbar anzuschauen, hoch oben auf der Mauer des Kirchhofes vor unserer St. Katharinenkirche, ein lichter Christbaum. Nur noch einmal, morgen zum Epiphaniastag, werden wir jetzt seine Lichter sehen, die wie Sternlein glühen in stiller



Nacht. Hast du beim Anblick dieser Lichter nicht auch an den Stern von Bethlehem gedacht, hast du nicht auch sein Licht tief in die Nacht der Seele aufgenommen, damit es dir den Weg zu deinem Heiland zeige. Heute, am Epiphaniastag, dem Feste der Licht-Erscheinung, soll es uns so recht inne werden, warum dieser Christbaum brannte für alle, für arm und reich, für hoch und niedrig. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Gewiß, damit das Licht dieses unseres Christbaumes für alle so zu uns leuchten kann, müssen gar manche Hoffungssterne, Glücks- und Freudensterne erbleichen, muß es erst finster werden ums uns und in uns. Aber dann, wenn die Nacht da ist, wenn sie hoch oben den Christbaum der Welt anzünden, je dunkler dann die Nacht, desto heller ist sein Schein. Hörst du es, Trauernder? Darum ist es Nacht geworden in deinem Leben, damit du seinen — „Gottes Stern“ — schauen könntest. „Hebe deine Augen auf, über den Gräbern deiner Lieben steht der Stern, der dich nach Bethlehem führen will. Aber dann bring ihm auch, gleich

den Weisen aus dem Morgenlande, alles, was du hast. Brachten diese ihm das Gold des Glaubens, den Weihrauch des Gebetes und von den Myrrhen bitterer Reue, so gib auch du dem lieben Jesulein — gib ihm das Beste, was du hast, gib ihm, mein Sohn, dein Herz! Er segnet dir's gewiß und in dir wird und bleibt es ewig Weihnachten. Wenn auch dort oben auf der Kirchhofsmauer der Christbaum jetzt zum letzten Male brennen wird, wenn auch die hohen Feste jetzt verrauschen, in dir brennt der Christbaum, der da allen in der Welt leuchtet, die an Jesum glauben. Amen!

Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

(10. Fortsetzung.)

In der Fasten 1639 hatten die Kirchväter aus dem Städtlein Scheibenberg ihren einzigen guten Kirchenfelsen, welchen ein Vießländer in der Sakristei ausgegraben und stehen lassen, in eine Kluft des Berges versteckt und mit Steinen versezt, aber die Königsmärkischen Soldaten haben ihn dennoch gefunden und ihrem Feldprediger gebracht, welcher ihn samt einer Schachtel von Kirchenbrot vom Altar mit sich weggenommen, war etliche 30 Taler wert.

Dieser Berg ist ein Rainstein zwischen dem Städtlein Scheibenberg und seinen Nachbarn. Die Schlettauer Rainung läuft über den Hinterteil des Berges und ist mit einem Kreuze in einer Wacke bezeichnet. Den Scheibenbergern ist er ein nutzbarer Wasser- und Futterkasten, darinnen die Alten ihre sogenannte Guldene Säule, d. i. gute Ausbeute von Silber gefunden und damit das Städtlein erbaut haben. Drei darein getriebene Stollen, nämlich St. Georg, St. Salomon und der Löpferstollen, versorgen das Städtlein mit gutem, hellem und gesundem Wasser zur Notdurft, und man sieht im Sommer sein Wunder, wie der Berg mit Vieh bedeckt ist, und die Ziegen in den Wacken hängen, mit ihren spizigen Mäulern zwischen den Felsenstücken weiden und die heilsamen Kräuter abfressen. Vor 100 Jahren konnte man von diesem Berge auf allerlei Herrschaften sehen: gegen Morgen aufs Kurfürstliche und Herzogliche, gegen Mittag auf das Böhmisches und Schönbürgische, gegen Abend aufs Tettauische, gegen Mitternacht auf das Aebtische. Weil der Berg mitten unter Städtlein und Dörfern liegt, kann man auf eine Meile Wegs die Glocken läuten und die Trommeln schlagen hören, wie man in Stürmen und Kriegsmärschen bei nächtlicher Stille oft beobachtet hat. Nicht weniger ist er ein Zornspiegel der schrecklich eingerissenen Sündflut, maßen sie die Felsen zerrissen, die Wacken weit und breit herumgesplittert und etliche Bogenschüsse in die Ferne geworfen, daß es unbeschreibliche Mühe gekostet, die Felder davon am Gebirge zu reinigen und das abenteuerliche Wackengerülle im Keller- und Grundgraben zu bewältigen.

*

Siebentes Kapitel.

Von des Gebirges Beschwernlichkeit und Gefährlichkeit.

1.

Rauhe Wege.

Es ist vernünftig zu ermessen, wieviel Geld und Mühe es kostete, die gebrückten Pässe durch morastige Wälder zu halten, von Plätzen und Räumen soviel Steine, Wacken und Stöcke auszurollen, damit Baustätten, Gärten und Aecker können angelegt werden, wie um die Bergstädte mit Verwunderung zu sehen ist. Roß und Mann empfinden die Last, wenn sie mit Angst und Schweiß sich durchfühlen oder über hohes Gebirge durchbrechen müssen. Da gibt es schwere und starke Züge, daß im jähren Gebirge oft kaum zwei Pferde mit dem ledigen Wagen fortkommen, auch die ausländischen fetten und starken Pferde im Gebirge nicht ausdauern, sondern ängstlich schwitzen und zum Teil gar krepieren. Anno 1683 fuhr der Annaberger Syndikus Christian Cronberg mit

seinem Weibe den hohlen Weg am Schlettner jähren Berg hinan. Vor ihm fuhr ein stark beladener Landwagen, dessen Geschirr und Stränge plötzlich rissen; der Wagen lief zurück, stieß dem Cronberg ein Pferd tot, sein Weib will sich retten, kommt aber unter das Rad, daß ihr der eine Schenkel in Stücken geht, daher sie Zeitlebens lahm geblieben ist. Und was für Not und Belästert ist es, im harten Winter, grausamen Stöberwetter, tiefen Schnee und strengen Frost durchzukommen! Insonderheit klagen die Fremden und Ausländer sehr über die gebirgische Reue, so z. B. Philipp Cluver in seiner lateinischen Beschreibung des alten Deutschlands. Seine Meinung ist kürzlich diese:

„Als ich aus Engelland nach Prag sollt' eilends reisen
Und wollt' mich durchs Gebirg des kurzen Wegs besleichen,
So sag' ich wahrlich dies, daß auf der Reise hin
Ich keinen ärgern Weg jemals gezogen bin.“

Als der gute Poet Eobanus Hessus Anno 1536 mit Georg Sturzen vom Jochimsthal aus über den Fichtelberg nach Annaberg reiste, beschwerte er sich darüber in einem lateinischen Gedichte über St. Annaberg; deutsch lautetes also:

„Im Reiten durchs Gebirg hinauf
Hatt' ich gar einen sauern Lauf
Durch dicken Wald, bergan, talein,
Im Sumpf und über Stock und Stein.
Ich wünscht' oft mir, daß ich behend,
Wie Vögel drüber fliegen könnt'!“

Ferner gedenkt Albinus in seiner Schneeberger Chronik, daß man am Schneeberg vor Erbauung der Stadt gleichsam nur auf dem Raub gefressen sei und nicht vermeinte, eine bleibende Stätte da zu haben, wo dann eine große mühsame Straße aus der Böhmiß vom böhmischen Gebirge her über den Gläzberg aufs Vogtland zugegangen.

*

2.

Gefahren durchs Bergwerk.

Vorizzo will ich etliche Arten der Gefährlichkeit anführen als von so vielen Schürfen, Röschen, eingegangenen Pingen, Wasserörtern, Bergkesseln, offenen Gräften und Schächten, darinnen mancher verfallen, aber auch wunderbarlich erhalten wurde.

Merkwürdig ist, was hier Jenissius in der Annaberger Chronik aufgezeichnet: den 11. Oktober 1578 am Sonnabend geht Thomas Schubarts Weib, die hochschwanger war, von Cunersdorf nach Annaberg zum Markt und des Abends in einem ungestümen Wind und Wetter nebst zwei anderen Weibern wieder nach Hause. Als sie zum „himmlischen Heer“, einem so genannten Bergzug, kommen, bleibt sie ein wenig dahinten, kommt aber im Sturmwetter vom Wege ab und fällt mit ihrem Marktkorb, Semmeln und Gewand in einen Schacht 24 Lachtern tief, und weil keine Fahrten darinnen sind, muß sie bis auf den dritten Tag, den 13. Oktober, daselbst verpausieren. Niemand wußte, wo sie hingekommen war. Ihr Mann ließ es von etlichen Kanzeln abkündigen, man möchte ihm veroffenbaren, wofern sie etwa der Geburt wegen von jemand wäre aufgenommen worden. Da sie endlich mit Rufen und Schreien um besagte Schächte gesucht wird, gibt sie Antwort, wird durch Gottes Hilfe und Gnadenschuß gesund herausgezogen und gebiert nach zwei Tagen einen lebendigen Sohn.

Ein erschrecklicher Bergfall trug sich zu auf Schneeberg, da den 8. Oktober 1659 hinten im Gehänge eines Bürgers Haus, den man insgemein den Tabakmichel geheißt, des Nachts, da Eltern und Kinder im ersten Schlaf gelegen, Knall und Fall in einen Schacht versanken, daß nur die Kinder, die auf dem Boden gelegen, eben zum Dach herausgerettet, die verfallenen Alten aber mit großer Mühe endlich herausgewältigt und begraben worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierohnd



Ja, ja, Gelick muß mr hohm!

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Dr Hauschild Emil war e groß'r Spaßvog'l un e leid'n-schaftlich'r Tobakraach'r. In sänn agenen Haus betrieb 'r de Korbflacht'rei. Fleßig war 'r, obr dobei raachtet'r jed'n Tog seine sachze Pfeif'n. Se war'n zwar nett groß, obr se machetn doch esuviel Qualm, daß dr Emil imm'r in Nabl soß.

„Gung, huhl mr emohl zwä Packle Krell'r“, dos funnt mr von ihm in dr Woch e mannigsmohl harn.

Nu kam emohl sei Barnschtan'r Freind zune off Besuch. Dar mahnet, 'r wellt ne nār, wānn 'r wied'r emohl kumme kāntt, e Pack'l Dreikönigtobak aus Weibarg (Weipert) miet-brānge, wānn dr Emil dann drschmeckt hāt, do wir 'r wuhl sänn Krell'r ne Laspaß gahm.

Un dr Lō'r Rudolf (esu hieß dr Freind) hielt Wort. Wie nu dr Emil de arschte Pfeif geraacht hat vun dann Dreikönigtobak, saht'r: „Ja, Rudolf, du hast recht, do kimmt freilich mei Krell'r nett nah. Do brng mr nār, wānn de wied'r emohl zu mr kimmt, e fünf odr a sechs Packle miet.“

Do schlug dr Lō'r e Lach auf un saht: „Du hast gut beschtelln, dar Tobak muß ja gepascht warn; do kānnste ānn schinn Pfāng Zoll bezohl'n! Jech well dir obr ānn gut'n Rot gahm; namm zwā Packle vun dānn Krell'r un v'rmenegne mit dann Packl Dreikönig, do haste imm'r noch ānn gut'n Tobak. Jech brāng dr schüh wiedr emohl e Packl miet.“

Dr Emil befolget wuhl dann Rot, obr dos schtand fest bei ihm, ar v'rſuchet sei Gelick salbr emohl mit dare Pascherei. Ar wollt's ganz schlau ahfange, ihn sollt kah Grenz'r drwisch'n. —

's war kurz vir dr Barnschtan'r Kirmes, wuh 'r sänn Freind besuch'n sollt. Nu wir dar obr Ahng mach'n, wānn'r ne seine gepaschten Dreikönigpackle weiß'n wir.

Sei Plan war fartig; 'r schteckt dann unn'r sei Mūg; dānn do suchetn se sich'r kah Paschwar'!

Vier Packle hat'r off sänn Kopp unnrgebracht; nu ging'r ganz mutig sänn Wag zun Zollamt zu, sänn Kopp hielt'r drbei farzgerod. Off amohl kimmt e Grenz'r ihm entgehn. In dānsalm Ahngblick vrgiht 'r, daß'r ne gepascht'n Tobak unn'r sein'r Mūg hoht un well recht höflich drscheine un lūft' sei Mūg; do toll'rn alle vier Packle zu sänn Fiß'n; dr Emil is wie gelähmt vr Schrack.

Dr Grenz'r, dann die Sach zu trollig virkam un dar nett zun schtrengst'n gehāret, tat, als hāt't'r nisch't bemerkt un ging wet'r.

Nocht kam obr wied'r Lahm in Emil; geschwind bückt 'r sieh un kam gelidlich mit sänn Tobak, dann 'r in sänn Rocktasch'n v'rſchtauert, übr dr Grenz'.

Wie'r sänn Freind sei Drlabnis drzehlet, saht'r nett nār amohl: „Ja, ja, Gelick muß mr hohm!“ —

De Brwachsling.

Dr Schnarken-Hilf war bis an jenn Tud aaner vun dane, die sich vun nisch't ihr'n Humor su leicht namme ließen. Wenn bei jemand Rindtaaf, Hochzig odr sunst mos lus war, do stellet sich aah dr Hilf ei un tat mit Deklamatiu un all'n möglichen dumme Zeig de Fastgesellschaft unnerhalten. Bluß vun dr Strumpfwirkerwell un der Quietsch- un Quatschworcht wullt 'r nisch't hār'n, do funnt 'r fuchsig waar'n.

Schie als gunger Bursch hatt 'ne jedr garn in Gesellschaft. Obr aah a groß'r Freind vun „zarten Geschlacht“ war dr Hilf, in Grumbach hot 'r sei Ideal gehatt. 's hot nu kaane Bahre gedauert, muß't 'r die Kund' vernamme, doß 'r „Voter“ gewurn war, sei Sprößling obr ne erscht'n Tog schie vun dr Walt wiedr Abschied genumme hatt'. Nu muß't fürsch Nutwendige gesorgt war'n. A guter Freind vune hot ne a Sargel gemacht, wu 'r billig drzu kam. Obr an Ort un Stell dos Möbel ze brenge, war für ne net ahgenahm, weil 'r net garn viel drvu weis waar'n wullt lossn. Doshalm hattrsch in en Sack gesteckt un schub nu an Ohmd drmit lus. Zu jenn Pach ward ne doch dr lange Richter begeenge, dar a feiwing neugierig war. Dar frogt ne: „Hilf, wu willst dā du hie, wos haste dā do unnern Arm?“ Agerlich hot 'r zur Antwort gahm: „A neie Strumpfwirkerwell“ will ich nooch Grumbach schaffen, alte Reigier!“. Dann muß't nu die Titellatiu net gefall'n hoom, un dodurch war de Geschicht rauskumme.

Zum Hilf seiner Zeit gob's net su viel Vereine, bluß de „Bruderschaft“ war schie alt, un alle Gahr zun Stiftingsfast wur e Sau geschlacht't. Do war nu aah dr Hilf drbei, weil's bei daare Gelahngāt ganz besonnerisch quiettschidell zuing. Bei su neier Fastlichkeit ward nu dr Hilf mol ausnahmsweis' a bissel zu viel „wandelbar“ waar'n un sei Hausnummr mit ner annern vrmachseln, weshalb sei Hauschlüssel net passn wullt, trohdam sich dr Hilf über ne halbe Stund ogeplozt hot. Weil's ne rachte schiene warme Sommernacht war, leget 'r sich in Gartn un schnarcht, wos 's Zeig hält. Früh bezeiten weckt ne a Meierer, dar off Arbet ging. Dr Hilf ward a bissel munter un denkt in jenn Dufel bluß an seiner Worscht, die 'r mitgenumme hat. Wahr'n er in Dorilieng nu su rümkrascht, derwischt 'r en rachten grußen — Frusch. Dar schreit nu gottsgammerlich. Obr dr Hilf saht: „Ich loß mich net komfus machn, quiettsch un quatsch wie de willst, ich weß, du bist mei Worscht!“ Do hot nār daar Meierer ne Hilf orndlich munter gemacht un dan arme Frusch gerett', finst wār dos arme Luder futsch gange.

Hammwärts.

(Nachdruck verboten.)

„Glück auf!“ su schall' dar alte Gruß, dar in dr Haamit uns geklunge.

„Glück auf!“ Dos hot einst klāa un groß mit seiner Zauberkraft umschlunge.

Ah heit, do soll's uns hammwärts ziehe, nauf un ahamm, mit ganzer Macht, wu unnre Barg un Walder stiehe, wu's rauscht un grünt in Luft un Pracht.

Sei drauß'n in dar fremd'n Walt aah schiene Flacke dir beschied'n, es schinste Plaz'l bleib't doch halt dr Haamit stiller, trauter Fried'n.

Dort griff'n lauschig Wies' un Falder, es lacht diech jedes Hütt'l aah, fruh wandert sieh's durch Tol un Walder bis huuch zun lekten Gipp'l nah.

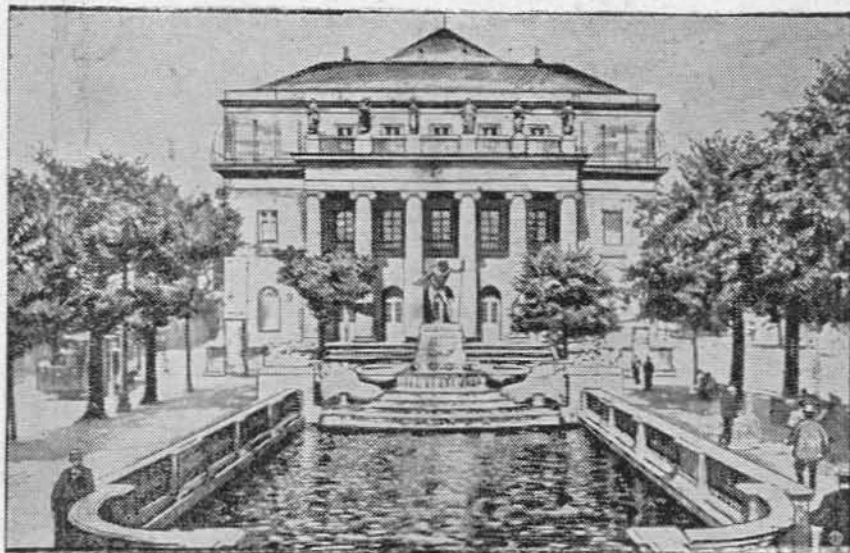
Un Heimatlieder häärscht de wieder, es griecht diech noch die alte Spröck; du triffst de Zeit — su frei, su bieder, siehst ihre Lust, aah ihre Bloog.

Dort laam de alt'n Bräuch' un Sitt'n bestännig fort — war'n wieder nei, un fort labbt aah in Haus un Hütt'n de alte Lieb' — de alte Trei.

Drüm soll's heit alle Harz'n ziehe zur traut'n, gut'n Haamit nauf. Nacht treilich woll'n mer zu ihr stiehe un ruf'n laut: „Haamit, Glück auf!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

Bilder aus aller Welt



„Vater Rhein“ zieht von Straßburg nach München.



Ein modernes Fabriktheater.



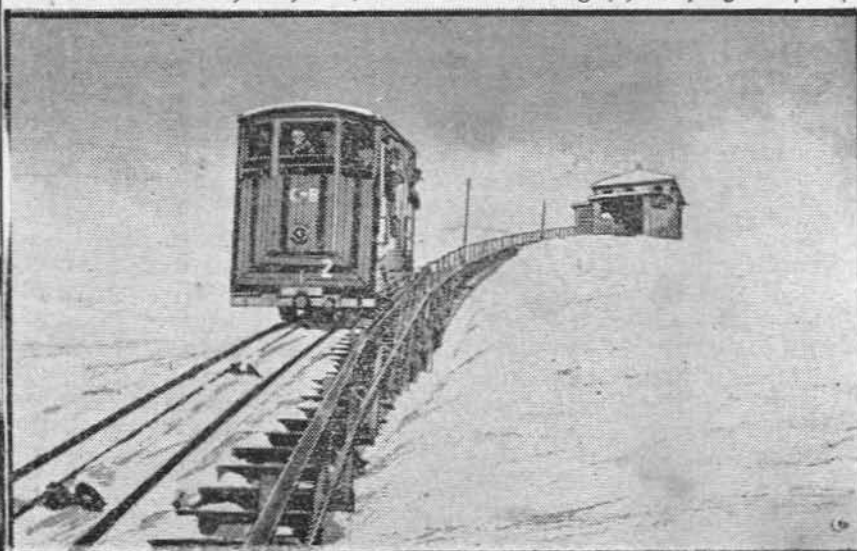
Das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche, dessen Klänge auf den Berliner Rundfunksender übertragen werden.

Die Italianisierung des deutschen Tirols.

(Zu Bild rechts.)

Unsere Aufnahme zeigt einen Blick in die Etsch-Aue, die sich von Siegmundskron bei Bozen bis in die Nähe von Meran hinzieht. Im Hintergrund rechts Schloß Tirol, der Sitz des Grafen von Tirol, der ehemaligen Landesherren, die dem Lande auch den Namen gaben.

Unser Bild links zeigt das Denkmal „Vater Rhein“, welches nach einem Uebereinkommen vom Standort Straßburg nach München gebracht wird. Unser Bild rechts stellt ein modernes Fabriktheater dar, welches die Leunawerke errichtet haben, das u. a. 1500 Zuschauerplätze aufweist.



Eine neue Zahnradbahn bei St. Moritz.

Bei St. Moritz ist eine neue Bergbahn eingeweiht worden, die von Chantarella nach der Skihütte Corviglia führt und in einer Höhe von über 2500 Meter endet. Unser Bild zeigt die Endstation und einen Wagen, der eben zu Tal fährt.





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Die Heimat Fritz Reuters

Das Gesicht des Landes und Fritz Reuter der Dichter
Mecklenburgische Dörfer und Bauern

Land Mecklenburg / Von Dr. Friedrich Düsel

Ich weiß nicht und ich will nicht darauf schwören, aber ich fürchte fast, der Süd- und Mitteldeutsche, der mit Berg und Fluß, altertümlichen Städten und malerischen Dörfern glücklich-vertrauten Umgang pflegt und deshalb auch wohl geneigt ist, solche Landschaftsschönheiten für ein ihm allein oder vornehmlich zuerteiltes Geschenk Gottes zu erachten, hat es nicht so leicht, sich den rechten Begriff vom Land Mecklenburg zu machen. Nun, denkt er sich wohl, das liegt dort oben an der Wasserkante, hat fruchtbaren, aber flachen Boden und behäbige, wohlgenährte Bewohner in wenigen mittleren und kleinen Städten und in desto mehr locker hingestreuten Dörfern, Gütern, Ansiedlungen und Gehöften, aber alles in allem wird es dort wohl reichlich nüchtern und eintönig sein.

Wer sich Mecklenburg so vorstellt, hat Recht und hat Unrecht. Mit der Bewegtheit und Lebendigkeit der süd- und mitteldeutschen Bodengestaltung, mit der südlich des Mains herrschenden, von einer unendlich reicheren Geschichte geprägten Stadtkultur, ihren historischen und künstlerischen Denkmälern kann sich Mecklenburg nicht messen; aber eintönig ist es nicht, an Abwechslung fehlt es weder seinem Boden noch seiner Landschaft und seinem Menschentum.

Vielleicht könnte dafür allein schon der stete und schnelle Wechsel von Wald- und Wasserfläche zeugen. Aber nicht genug mit diesem engen, wohligen und erquickenden Beteinander von Wald, meistens Buchenwald, und Seen in langer, vielverschlungener, bald klein-, bald großgliedriger Kette, auch weite, in Wiesen- und Weidekultur genommene Moor-Niederungen stoßen mit ausgedehnten Strecken fruchtbaren Lehmbodens und öden Sandflächen zusammen, und zwischen den Seen ziehen sich breite und schmale Täler hin, denen es an Schluchten und Wasserläufen nicht fehlt, und die zuweilen in ihren bunten und launischen Reizen sogar mit den bescheidenen

mitteldeutschen Hügellandschaften wetteifern können. Und dann, vergessen wir nicht: das Meer, die Ostsee, mit ihren erwärmten Buchten umsäumt das Land von Norden her in einer Ausdehnung von 228 Kilometern und schickt seinen frischen, prickelnden und belebenden Atem ins Innere, wo er, von den Binnenseen immer wieder aufgenommen, bis ins südliche Gebiet von Mecklenburg-Strelitz vordringt.

Ja, es gibt zwei Mecklenburg, worüber sich die geographisch-politischen Vorstellungen außerhalb des Landes gerne hinwegsetzen: Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, jenes 13 000 Quadratkilometer mit etwa 700 000 Einwohnern, dieses nur 3 000 Quadratkilometer groß mit 110 000 Einwohnern. In ihren historischen Geschehnissen und ihrer Erdgeschichte eng verwandt oder vielmehr verschwistert, unterscheiden sie sich in dem Charakter ihrer Landschaft, Kultur und Bevölkerung für den schärferen Blick nicht unbeträchtlich. Nur der Mecklenburg-Schweriner genießt die Nachbarschaft des in die Ferne lockenden, Handel und Unternehmungsgeist fördernden Meeres und damit noch etwas von dem alten elastischen Hansegeist — vornehmlich in Rostock, der gemeinsamen Universitätsstadt, und in Wismar, das in seinen großartigen Backsteinbauten diesen Geist am lebendigsten erhalten hat — und nur Mecklenburg-Schwerin hat in der fogen. Mecklenburgischen Schweiz in der Mitte des Landes einen geballten Komplex gebirgiger Landschaft. Auch sein Volkstum und seine Sprache sind wohl satter und breiter als die des kleinen Schwesterlandes Strelitz, dafür aber erfreut sich dieses, tiefer in



Fritz Reuter

Wolf Bergenroth

Preußen hineinschneidend und näher an Berlin herangerückt, einer beherrschenden Beweglichkeit, die ihm vielleicht, zumal in dieser schnellflüchtigen Zeit, den Anschluß an den „Fortschritt“ der Gegenwart und Zukunft erleichtert.

Fritz Reuter (Mecklenburgs Dichter)

Von Dr. Friedrich Düfel

Selbstverständlich hat es im Laufe der Jahrhunderte auch in den beiden Mecklenburg viele Dichter gegeben, Dichter in hochdeutscher Schriftsprache und niederdeutscher Mundart (kurzweg „Plattdütsch“ oder „Platt“ genannt), Dichter, die Anspruch machten, in ganz Deutschland, in ganz Europa oder der ganzen Welt verstanden und gewürdigt zu werden, und andere, die sich gern mit einem bißchen Ruhm und Verständnis in der engeren Heimat begnügten. Aber nur einer unter den allen hat die Gnade empfangen, in seinen Dichtungen das innerste, wahrste Wesen seines Landes und Volkstums auszuprägen und ihnen mit diesen Dichtungen zugleich die Türen der Herzen auch dort zu öffnen, wo dies Wesen zuvor fremd und diese Mundart unverstanden war.

Dieser Dichter, der Mecklenburgs Zunge gelöst, Mecklenburgs Seele zum Sprechen gebracht und alle Welt auf diese Offenbarungen einer bis dahin fast stummen Volksseele hat aufhören lassen, ist Fritz Reuter.

Als Sohn des Bürgermeisters und Stadtrichters am 7. November 1810 in der kleinen Akerstadt Stavenhagen — plattdeutsch: Stenmhagen — geboren, hat er in seiner Kindheit wohl den ganzen Erlebnisreichtum genossen, den so eine kleine, eng in Feld und Wald eingebettete Landstadt von 1200 Einwohnern mit ihrem warmen, aber auch wachsamem und argwöhnischen Bei- und Sineinanderleben einem aufgeweckten Jungen zu geben hat: Welch ein Geschichtenreichtum, welch eine Brutstätte ernster und heiterer Döntjen, lustiger und trauriger Originale, welch eine Kleinwelt von Menschenglück und Menschenweh ist so ein Städtchen, und wieviel näher hat man es aus seinen Mauern zu den Quellen der Natur als aus der Großstadt! Aber der dann als Vierzehnjähriger seine Vaterstadt verließ, um zunächst die Gymnasien zweier nahegelegener mecklenburgischer Kleinstädte — „Drömsjacht“ (Träumefant) nennt er die eine — zu besuchen, hat doch auch die Enge, Spröde und Befangenheit einer solchen Jugendwiege zu spüren bekommen, zumal seit er auf der Universität Rostock begonnen hatte, sich dem juristischen Studium zu widmen. Denn dieses Fach entsprach nicht seiner eigenen Neigung, sondern war ihm von seinem eigensinnigen und harköpfigen Vater mit jener unbedingten Besserwissererei vorgeschrieben worden, die damals noch zu den unangefochtenen Tugenden eines tüchtigen Erziehers gehörte. Die Folge war eine wachsende Entfremdung zwischen Vater und Sohn, die ihre Wurzeln freilich schon in Fritzens Kindheit hatte, wo der Vater an Stelle der stetig ans Krankenbett gefesselten Mutter doppelt innig um das Vertrauen seines Jungen hätte werben müssen. So kam es, daß der Vater unversehens das Herz des Knaben verlor und das des Jünglings trotz aller Beweise wohlwollender Fürsorge nicht mehr zu gewinnen vermochte. Auch bei den Maßregeln, die er später ergriff, um seinen zweifellos oft leichtsinnigen und zuchtlosen Sohn, der 1832 die Universität Rostock mit der Universität Jena vertauscht hatte, aus dem gefährlichen Getriebe des damals herrschenden politischen Studentenwesens und den noch gefährlicheren Schlingen seiner periodischen (später erst als mitleidswürdige Krankheit erkannten) Trunksucht zu befreien, hätte eine verständnisvollere Erziehung wohl eine behutsamere Hand beweisen können.

Das Schicksal hat das dann freilich auf eine erhabene und gütige Weise ausgeglichen. Während der Vater mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, bis zur Enterbung, einer Verheiratung des

Sohnes vorzubeugen suchte, damit er nicht auch noch eine unglückliche Familie gründe — was geschah? Ein glücklicher Stern führte dem schon halb Aufgegebenen, der inzwischen, auf lächerliche Gründe hin staatsgefährlicher Umtriebe verdächtig und 1833 in Berlin verhaftet, durch sieben entnervende Festungsjahre geschleppt worden war und in zehn weiteren Jahren, seiner „Stromtid“, auf Gütern seiner Heimat sich zum praktischen Landwirt auszubilden gesucht hatte, bald nach dem Tode des Vaters (1851) in Luise Kunze, einer mecklenburgischen Pastorentochter, eine Frau und Kameradin zu, deren Liebe ihn aus Schuld und Verzweiflung zu fröhlicher Lebenszuversicht emporhebt. Nun löst sich die bisher in ihm gebundene Dichtergabe, und sein schwankender Charakter findet Halt und Stütze gegen die alten Anfechtungen in der hingebenden Aufopferung seiner Frau. Eine Weile schlug sich der junge Ehemann kümmerlich als Privatlehrer in kleinen norddeutschen Städten durch; dann erlaubten ihm seine literarischen Erfolge die freie Schriftstellertätigkeit, zunächst in Neubrandenburg, der alten Vorderstadt von Mecklenburg-Strelitz

(sodaß auch das kleinere Schwester-Land etwas von seinem Ruhme abbekam) und im Jahre 1863 die Ueberfiedlung nach Eisenach, wo er sich fünf Jahre darauf am Wege zur Wartburg eine eigene Villa baute und an der Seite seiner Frau — deren Liebe mit tausend Zungen zu uns redet, deren Martyrium stumm und heimlich geblieben ist — einen sorgenlosen Lebensabend und einen stetig wachsenden Dichterruhm genoß.

Reuter selbst hat einmal gesagt, die Not habe ihn zum Schriftsteller gemacht. Er hätte hinzufügen dürfen: und die Liebe.

Ohne „Lewising“ (Luischens) unermüdlichen Eifer, ihren Mann zur regelmäßigen Arbeit zu erziehen, wären wohl auch seine schriftstellerischen Versuche Anläufe ohne Fortschritt und Entwicklung geblieben. Denn bescheiden genug fing der Dreiunddreißigjährige an. Die persönliche Kunst, die sich in den Räuschen und Rimels (Fabeleten und Gereimtes) kundgibt, diesen eben nur gereimten (nicht gedichteten), verb pointierten Anekdoten aus dem niederdeutschen Bauern- und Kleinbürgerleben, ist bei Lichte besehen recht dürftig, und es gehörte die ganze behagliche Anspruchslosigkeit seiner guten Landsleute von 1853 dazu, solcher „Kongregation kleiner Straßenjungen“ eine so freundliche Aufnahme zu bereiten, wie es geschah. Einem tiefer blickenden Betrachter mußte schon dieses Erstlingswerk zeigen, daß Reuters Talent weniger die keck und witzig zugespitzte Kürze als vielmehr die behaglich sich dehnende Breite, das Idyllische und Zuständliche war, das, was der Schleswig-Holsteiner, gleichfalls plattdeutsch dichtende Klaus Groth, sein scharfer, aber nicht ungerechter Kritiker, „Niederländerei“ nannte.

„De Kei“ nah Belligen“ (Belgien) und „Kein Hüjung“ (Behausung) wandten sich denn auch schon instinktmäßig nach dieser Seite, indem sie die Situationen weiter ausspannen und den Hintergrund vertieften. Malerische, ja auch rein lyrische Wirkungen stellten sich ein, und das eben noch recht plumpe Instrument eines poetischen Handwerkers beginnt sich für die Ergründung der Menschenseele, insbesondere des weiblichen Seelenlebens zu verfeinern, so sehr dem in „Kein Hüjung“ die stark aufgetragene soziale Tendenz gegen die anmaßende Herrenwillkür der mecklenburgischen Ritterschaft manchmal auch im Wege stand. Das eine konnte freilich selbst die härteste Kritik diesem Werke nicht abprechen: es hatte bewiesen, daß die plattdeutsche Sprache auch ernsten Stoffen gewachsen ist.



Mecklenburgische Seenlandschaft

Wolf Bergenroth

Die Glanzpartien in „Kein Hüfing“ waren jedoch nur Vorgänger der Vogel- und Menschengeschichte „Hanne Nütte und de lütte Budel“. Der Dichter selbst bezeichnet es für Hanne Nütte als seine Absicht, „die natürliche Seite unseres Landlebens als heiteren, tröstlichen Gegensatz jener finsternen, sozialen entgegensustellen“. Und in der Tat: hängen über jenem Gedicht düstere Gewitterwolken, so blaut über dieser Geschichte zweier einfacher Naturkinder, die die Sprache der Vögel verstehen, von ihnen auf ihrem Lebenswege bewacht und in Liebe zusammengeführt werden, trotz der hereinspielenden, etwas sensationell gefärbten Mordgeschichte ein heiterer, mit Federwölkchen lustig besäter Sommerhimmel.

Dies alles aber, jowiel Schönes es enthält, war doch nur Vorübung für Reutters eigentliches Dichtersfeld: die humoristische Prosaerzählung. Den in sich vollendeten Fritz Reuter haben wir erst in der „Franzosenzeit“, der „Festungzeit“ und der „Stromzeit“. Hier erst offenbart sich das untrügliche Zeichen des echten Humoristen: die Flamme seiner Heiterkeit zehrt vom Del seiner Schmerzen. Dieser Dichter erduldet in der Blüte seines Lebens sieben Festungsjahre und schöpft daraus ein humoristisches Werk ersten Ranges;

dieser Dichter müht sich zehn volle Jahre vergebens, sich als „Strom“ (oder „Klutenpedder“) eine bescheidene landwirtschaftliche Existenz zu gründen, und schöpft aus diesen Fehlschlägen und Enttäuschungen ein heimatisches Lebens- und Zeitgemälde von solcher seelischen Fülle, Tiefe und Wärme, daß es uns noch heute, sechzig bis siebzig Jahre nach seiner Entstehung, in seinen Bann zieht, als wäre es gestern geschrieben. Hatte in der „Franzosenzeit“ ein echter Sohn des Volkes das aus Ernst und Scherz, Heiterkeit und Strenge gemischte Wesen seines Heimatvolkes und die Stimmung einer Zeit, in der all sein Tüchtigstes erwachte, schlicht und natürlich,

mit meisterhafter Erzählungskunst und Menschenkenntnis geschildert und dabei eine Lebenswahrheit entfaltet, die auch den Süddeutschen, ja selbst den Franzosen bezwingt, so stellte sich Reuters Gipselwerk „Ut mine Stromtid“ (1862–1864) in den Reigen der Weltliteratur. War doch die heiter-traurige Geschichte von dem Niedergang der einen, dem wirtschaftlichen Emporkommen anderer Klassen durch die Weltanschauung des Humors, die keine Grenzpfähle mehr kennt, nunmehr auf die Höhe allgemein-menschlichen Schicksals gehoben. Die Krone aller Sittlichkeit, lehrt dieser Roman, ist Menschenliebe, Pflichterfüllung und Arbeit, und indem er diese stilltätigen Tugenden verherrlicht, wird er zu einem Prüfstein unseres eigenen wertvollsten Seins und zu einem Spiegel für alle Nationen. Auch in Bräsig, der populärsten Figur des Romans, müssen wir mehr erblicken als bloß eine drollige, frisch aus dem Leben gegriffene Gestalt voll Kraft und Saft. Wie hier kindliche Herzensinnigkeit und knorrige Männlichkeit verschmolzen sind, wie sich selbstzufriedene Behaglichkeit und

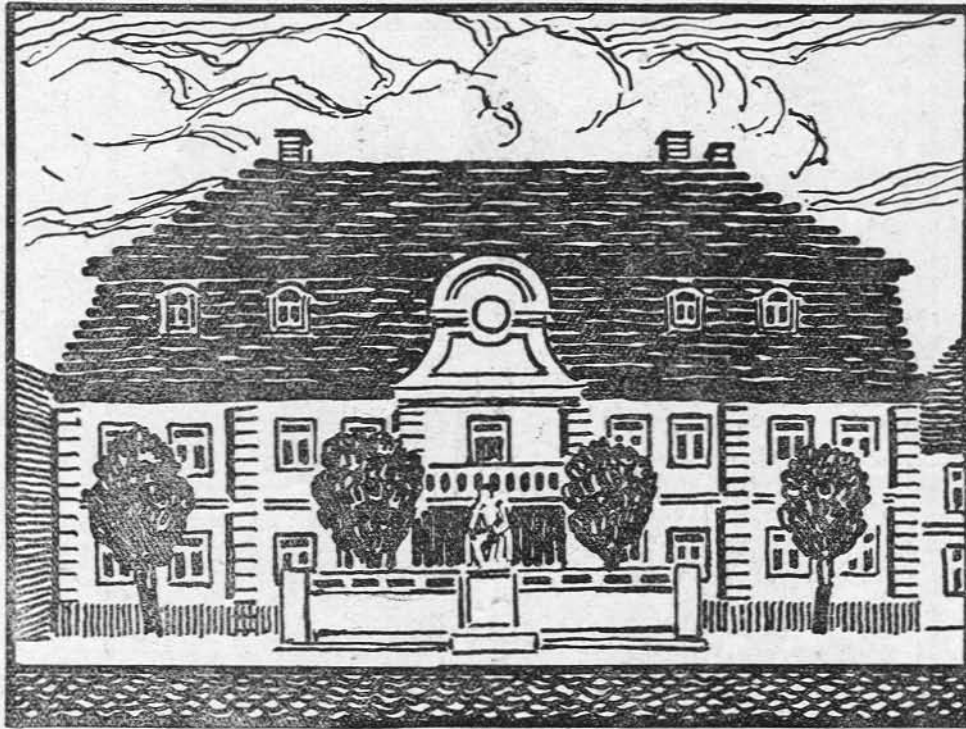
tapfere Hilfsbereitschaft, altmodische Beharrlichkeit und behender Verstand, gutmütige Neck- und Foppsucht mit eigenem rührend komischen Bildungseifer begegnen, sich miteinander zanken, balgen und vertragen, ist mit dem „Original“ zugleich ein Typus des niederdeutschen Menschen entstanden, der sich mit seinem Humorgehalt neben Falstaff, Don Quixote und Tartarin von Tarascon stellen kann, ja, der sie durch seine mutige Lebensbejahung und seine unverwundliche Daseinsfreude überstrahlt. Noch heute liegt ein Stück Wahrheit in dem gleich nach Erscheinen dieser Gestalt geprägten Worte, Bräsig habe den deutschen Pessimismus erschlagen.

Die „Stromzeit“ war das letzte Werk, das dem Dichter daheim in der mecklenburgischen Heimat erwuchs. Was in Eisenach entstand, reichte an sie nicht mehr heran. Auch „Dörschlüchting“ (Durchläuchting) nicht, dieses kuriose Fürsten- und Kulturporträt aus dem patriarchalischen Hofleben des Herzogs Adolf Friedrich IV. in dem ehemaligen Residenzstädtchen Rügen-Bramborg (Neubrandenburg); geschweige denn die „Rei“ nah Konstantinopel“, eine fremdländische Frucht, die einer zur Erweiterung des Stoffkreises und Belebung der Phantasie unternommenen Orientreise mehr abgezungen als abgewonnen wurde.

Diese Erzählung ist das letzte größere Werk Reutters geblieben. Kritische Selbstkenntnis seiner abnehmenden Schöpferkraft und zunehmende Kränklichkeit geboten ihm Schweigen. Das Jahr 1870, das so manchen Veteranen der Feder wieder auf die Schanze rief, brachte unter dem heranbrausenden Kriegsturm auch seine Harfe noch einmal zum Tönen. Er ließ seine „Lütte Gave“ (Kleine Gabe) für Deutschland erscheinen, eine Handvoll vaterländischer Kriegsgedichte, von denen „Großmutting, hei(er) is dot“ das ergreifendste ist. Das war eine letzte Quittung an das unter Preussens Führung nun

endlich erstandene Deutsche Reich, ausgestellt von einem, der seines verfrühten Reichs-Patriotismus wegen zum Tode verurteilt und darauf erst zu 30, dann zu 7 Jahren Festung „begnadigt“ worden war. Noch drei Frühlinge und Sommer gönnte ihm das Leben, dann, am 12. Juli 1874, einem Sonntag, nahm der Tod ihn sanft hinweg.

Die Trauer Deutschlands um ihn war groß. So vertraut und lieb wie dieser war ihm selten ein Dichter gewesen; so viel wie dieser hatte kein zweiter für das innere deutsche Einigungswerk getan: dem Norden nun auch geistig die Sympathien zu erringen, die ihm das im Kampf vorangetragene Schwert bei den süddeutschen Brüdern erst halb verschafft hatte; so viel Liebe, Wärme und Poesie wie von diesem war von kaum einem anderen Dichter in das bescheidene, mühevollen Leben kleiner und mittlerer Kreise unseres Volkes getragen worden; so wie er hatte kein anderer den Alltag vergoldet und schlichter, ehrlicher Arbeitsstreue ihren Wert gegeben.



Reuters Geburtshaus in Stavenhagen

Wolf Bergenroth

Jahrmarkt in Stavenhagen / Von Fritz Reuter

Ein Jahrmarktstag war ein großes Fest, und unbedingt hätte ich mich für Hanne Schlüters Ansicht erklärt, der, bei der Konfirmation nach den drei christlichen Hauptfesten gefragt, die Antwort gab: „Wihnachten, Pingsten und Harwstmark.“

Des Morgens zehn Uhr erschien Grüzmacher mit seinen Helfershelfern. Grüzmacher war ein blasser, kleiner Mann mit Pockennarben und grauem Haar; es schien, als hätte er sein bißchen Leben ganz in die Klarinette hinein- und hinausgeblasen. Er sah sehr unbedeutend aus, doch das hatte er mit Haydn und Beethoven gemein. „Fik!“ rief das Stubenmädchen in die Küche hinein, „de Musanten kamen!“ — „Herr du meines Lebens!“ rief die Köchin aus der Küche heraus, ließ Suppe und Braten im Stich und rief dem Kindermädchen zu: „Diern, mak un kumm!“ und alle drei klapp-

ten mit ihren Pantoffeln hinter Grüzmacher und Konferten her, zwei Treppen hoch auf den Kornboden hinauf, und während die Töne in die wogende Jahrmarktszene hineinschallten und Käusern und Verkäufern das Zeichen zum erlaubten Handel gaben, wurde zwischen Hafer- und Erbsenhausen ein bal champêtre arrangiert, dem ich die Anfangsgründe der Tanzkunst verdanke, indem Marrieken Wienken mich in die Geheimnisse des Beinlages einführte, leider aber vergaß, mir die heilsamen Fesseln des Taktes anzulegen, und dadurch die Ursache wurde, daß ich trotz Tanzmeister Stengel und Madame Buschenheuer in genialer Taktlosigkeit und in allerlei fessellosen Sprüngen das Leben durchtanzte. Ach, wäre Marrieken Wienken doch weniger nachsichtig gegen mich gewesen, was hätte aus mir als Tänzer werden können! —

Aus meiner Vaterstadt Stavenhagen: Hausierhandel

Ein Bild der Erinnerung von Friß Reuter

In dem alten abgeschafften Hausierhandel liegt ein heimlicher Reiz, und das weise Landesgesetz, welches ihm ein Ende machte, hat mit ihm ein gut Stück Handelspoesie begraben, von welchem Artikel überhaupt nicht viel vorrätig ist. — Unsere Nachkommen werden nimmer die fröhliche Aufregung begreifen, die zur Winterszeit bei vertheilten Wegen durch das einsame Haus auf dem Lande ging: „Bating, Mutting, dor kümmt Morteche“. Und wie er nun eintritt, der Inhaber aller Herrlichkeiten, und den Schnee von den Füßen trampft und dabei den gebeugten Rücken noch tiefer neigt vor der Hausfrau und beim Auspacken ihr seine Scheren und Nadeln, seinen Zwirn und seine Seide empfiehlt, wie er vor den Augen des Hausvaters die vergoldete Uhrkette spielen läßt und die winterfrischen Backen der Kinder streichelt, die scheu vor ihm und seinem grauen Barte zurückweichen, bis Neugierde und Begehrlichkeit die Furcht überwinden und sie dreister werden und immer dreister — ja zu dreist; denn der Schlingel, der „Körling“, langt schon nach dem Hampelmann: „Den will ich hewwen!“² Aber Mutter schlägt ihn auf die begehrlichen Hände: „Willst du woll! — Nicks ansetzen!“³ — „Lassen Sie doch,“ jagt Moses, „solche gebildete Kinder können alles ansetzen.“ Doch Mutting leidet's nicht, kauft aber indeß für den Schlingel den Hampelmann und für Rieking ein kleines Nähkissen und für sich Schere und Nadeln und Zwirn und Seide und treibt die Kinder ihnen den Flur: „Ne, ne! vor sich her und verläßt mit Wider (weiter) will ich nicks; ich bruck nicks wider!“ — Und Bating bezahlt und nimmt wieder die Uhrkette zur Hand, und der Jude zeigt ihm, wie sie festgemacht wird, und als die Uhr daranhängt, ist sie ja schon halb sein eigen; er steckt die Uhr in die Tasche und besieht sich die Kette von oben — wahrhaftig! beinahe grade solche, als Herr von Zabel trägt —, und er fängt gründlich an zu handeln und legt noch ein hübsches seidenes Halstuch beiseite für Mutting, halb aus Liebe, halb aus Vorsicht wegen der etwaigen Vorwürfe über den teuren Kettenkauf. — Kleine Kinder und große Kinder! 's ist alles eins und dasselbe. Bloß die kleinen sind aufrichtiger in der Aeußerung ihrer Wünsche und die großen vorsichtiger in den Mitteln zu ihrer Erreichung. — Aber das weiß der Moses ebenso gut wie ich; er schlägt den doppelten Preis vor, denn er ist auch ein vorsichtiges Kind, und nun beginnt ein Handel mit Forderung und Angebot und wieder mit neuer Forderung und neuem Angebot und mit Ablassen und Zulegen, als ging's um Landgüter; doch endlich schlägt Moses zu — mit Schaden — bloß zwei Drittel über den Einkaufspreis. — Und Bating geht hinein zu Mutting und übergibt ihr das seidene Tuch, und Mutting merkt die Absicht, wird aber nicht verstimmt, sondern lacht ihm freundlich zu, als sie sein beginnendes Embonpoint mit Kette und Beschaft verzehrt sieht, und Bating lacht auch: „Den heww ich schön anführt!“ — „Körling, du habbst em nich so knipen süßt,“ sagt Mutting mitleidig, und Bating, im Gefühl, Unrecht getan zu haben, geht an die Tür: „Moses, Sei eten hüt middag mit uns.“ — „Ja, anwerst ...“ sagt Moses. — „Ich weit Bescheid,“ sagt Bating, „min Fru soll Eier för Sei kaken.“⁴ Alle sitzen nun vergnügt in dem Zimmer und sind zufrieden, wenigstens für den Augenblick. Rieking spielt mit dem Nadelkissen, Mutting bindet sich das neue Tuch um, „litt Körling“ spielt mit dem Hampelmann, „grot Körling“ mit der Uhrkette. — Kleine Kinder und große Kinder! Beide geboren von der Mutter Begehrlichkeit. — Aber draußen auf dem Flur gruppiert sich ein anderes Bild. „Fiken“ ist vom Boden gekommen und „Dürten“ aus der Küche und „Korlin“ aus dem Keller, und sie

stehen, solange ihre „Herrn“ im Handel sind, zusammen in der Ecke und recken den Hals aus und wiegen den Kopf hin und her wie die Gänse, wenn sie etwas Neues in ihrem Troge finden, und sie lachen und kichern und stoßen einander an, und ein halblautes „Ah!“ und „Oh!“ und ein leises Schnalzen mit der Zunge drücken Bewunderung und Begehren aus. Die Augen werden größer und die Wangen glühn; die blauroten Frostbacken sind verschwunden, denn der Punsch hat bei ihnen wacker eingeheizt und treibt das heiße Blut durch die Adern. — Da tritt auch Jochen hinein, im langen Kittel, mit riesigen Fausthandschuhen, er hat draußen den verwachsenen Knorrn, den er mit Art und Keil bearbeitet hat, beiseite geworfen und schiebt nun Fik und Dürten und Korlin weiter vor, um in die hinterste Ecke hineinzugelangen; sein Gesicht glüht nicht vor Aufregung, er sieht kalt aus; denn er rechnet. In einer schwachen Stunde hat er seinem Fiken eine Schnur „Krallen“ versprochen, nun muß er Wort halten; halb hinter dem Schrank

versteckt, holt er einen kleinen lederen Geldbeutel hervor, der der größeren Sicherheit wegen mit einem Riemen ins Knopfloch gebunden ist; er weiß bis auf den Pfennig, wieviel darin ist, aber, bevor sie auf immer von ihm Abschied nehmen, will er seine Groschen doch noch einmal Stück für Stück durch den Geldbeutel hindurch fühlen, dies wehmütige Vergnügen will er sich gönnen.

„Jochen, willst du denn nich?“ jagt Fiken und verstärkt die Frage durch einen gelinden Stoß in die Rippen ihres Anbeters. — „Worüm nich?“ fragt Jochen zurück. „Ich heww't jo seggt,“ Fiken. „Langsam tritt er näher, und halb verlegen, halb maulfaul sagt er bloß die beiden Worte: „Krallen, Sud!“ und Fiken setzt rasch hinzu: „Von de besten.“ „Huch! Huching!“ kreischt Korlin auf und tanzt lachend auf dem Flur herum. „Huching, un!“ Jochen will frigen.“⁶ — „Dirn, wo du di heßt!“ jagt Fiken ärgerlich. — „Krallen, Sud,“ sagt Jochen ruhig. — Moses hat mit einem Blick das obwaltende Verhältnis durchschaut, wenn er's klug benutzt, kann's ihm was eintragen. — „Du fallst Krallen hewwen, min Sähn, so scheen, as sei ich passen för de scheenste Brud.“⁷ Rik, ihr sünd echte Glaskrallen un echte Bernsteinkrallen, un dit sünd Parl, un hir is en Krüz, un hir is en Herz, wat möt warden anhängt, dat dat wonach kleden deiht. — Paß Achtung!“ und damit schlingt er die Schnur Fiken um den Hals. „Gott, du lebendiger! Wo scheen. Wo ward sei ich presentieren an ehren Ihrendag!“ — Jochen denkt dasselbe, sein altes, ehrliches Herz schlägt rascher; in seiner Jugend ist der blinde Gott stets an ihm vorübergegangen, nun hat er ihn in reifen Jahren getroffen, und sein Herz glüht, wie schwer entzündliche Steinkohle, in doppelter Glut. — Der kleine Lederbeutel wird losgeknöpft: „Wat gellen de Krallen?“ — „Unner Bräuder (Brüder)!“ jagt Moses, „du fallst se hewwen förn preußschen Daler.“ — Jochen holt das Geld hervor, er dingt nicht. „Min Sähn,“ sagt Moses, „beholl din Geld, du kannst' braken; du möst noch mihr hewwen, wie reken nahsten tausam. Aber Jochen will nicht borgen, er will seinen neuen Hausstand auf festem Grunde aufbauen, er ist nicht umsonst so alt geworden; durch den alten verruchten Schornstein der Ueberlegung ist ein Teil seiner Glut entwichen, er ist in seinen Pferdefall gegangen, sitzt dort vor seiner geöffneten Lade, zählt seine langjährigen Erparnisse und rechnet wieder wie vor dem Ausbruche seiner Liebesglut. — Fiken steht im besten Zimmer vor dem größten Spiegel des Hauses, hält sich die Bernsteinkerlen an den Hals und dreht sich und sagt: „Un Jochen ist doch en ollen, gauden Kirl, un de Krallen sünd schön, un nu lat de annern man kamen.“



„Kik hier sünd echte Glaskrallen un echte Bernsteinkrallen“ (Korallen)

Wolf Bergenroth

gen.“⁶ — „Dirn, wo du di heßt!“ jagt Fiken ärgerlich. — „Krallen, Sud,“ sagt Jochen ruhig. — Moses hat mit einem Blick das obwaltende Verhältnis durchschaut, wenn er's klug benutzt, kann's ihm was eintragen. — „Du fallst Krallen hewwen, min Sähn, so scheen, as sei ich passen för de scheenste Brud.“⁷ Rik, ihr sünd echte Glaskrallen un echte Bernsteinkrallen, un dit sünd Parl, un hir is en Krüz, un hir is en Herz, wat möt warden anhängt, dat dat wonach kleden deiht. — Paß Achtung!“ und damit schlingt er die Schnur Fiken um den Hals. „Gott, du lebendiger! Wo scheen. Wo ward sei ich presentieren an ehren Ihrendag!“ — Jochen denkt dasselbe, sein altes, ehrliches Herz schlägt rascher; in seiner Jugend ist der blinde Gott stets an ihm vorübergegangen, nun hat er ihn in reifen Jahren getroffen, und sein Herz glüht, wie schwer entzündliche Steinkohle, in doppelter Glut. — Der kleine Lederbeutel wird losgeknöpft: „Wat gellen de Krallen?“ — „Unner Bräuder (Brüder)!“ jagt Moses, „du fallst se hewwen förn preußschen Daler.“ — Jochen holt das Geld hervor, er dingt nicht. „Min Sähn,“ sagt Moses, „beholl din Geld, du kannst' braken; du möst noch mihr hewwen, wie reken nahsten tausam. Aber Jochen will nicht borgen, er will seinen neuen Hausstand auf festem Grunde aufbauen, er ist nicht umsonst so alt geworden; durch den alten verruchten Schornstein der Ueberlegung ist ein Teil seiner Glut entwichen, er ist in seinen Pferdefall gegangen, sitzt dort vor seiner geöffneten Lade, zählt seine langjährigen Erparnisse und rechnet wieder wie vor dem Ausbruche seiner Liebesglut. — Fiken steht im besten Zimmer vor dem größten Spiegel des Hauses, hält sich die Bernsteinkerlen an den Hals und dreht sich und sagt: „Un Jochen ist doch en ollen, gauden Kirl, un de Krallen sünd schön, un nu lat de annern man kamen.“

Einige Erklärungen: ² id hewwen = ich haben; ³ ansetzen = anlassen; ⁴ för Sei kaken = für Sie kochen; ⁵ id heww't jo seggt = ich habe es ja gesagt; ⁶ frigen = freien; ⁷ Brud = Braut.